

»Wir sind das Frühwarnsystem für die Ängste der Menschen«



[Alle Folgen des Coronatagebuchs](#)

[Künstlerinnen, Ärzte, Pfleger, Seelsorgerinnen, Prostituierte: Für das SZ-Magazin schreiben interessante Persönlichkeiten #Coronatagebuch. Alle Folgen finden Sie hier.](#)

Ich bin es gewohnt, den ganzen Tag Menschen zuzuhören und viel zu reden, aber zurzeit bin ich abends regelrecht leer kommuniziert. Einerseits will ich dann gerne noch mit Freunden und Familie telefonieren, denn die fehlen mir, aber andererseits will ich einfach nur noch meine Ruhe. Das ist mein Corona-Gefühl gerade, ein widersprüchliches.

Anstrengend sind die vielen Videokonferenzen. Im Hintergrund der Telefonseelsorge muss in dieser Krise viel umgeplant werden: Wir haben unter anderem zwei provisorische Außenstellen eröffnet im Münchner Umland, damit Ehrenamtliche, von denen bei uns einige im

fortgeschrittenen Alter sind und zur Hochrisikogruppe gehören, nicht so weit zur Arbeit fahren müssen. Obwohl sich alle sehr streng an die Abstandsregeln halten und bei uns in Einzelzimmern sitzen. Und wir können nun endlich unsere Supervisionen für alle MitarbeiterInnen online oder telefonisch anbieten.

Diese Supervisionen müssen sein. Mit den heftigen Sachen, die wir hören, sollte man nicht alleine bleiben. Das Belastende ist oft, dass wir nicht wissen, wie die Geschichten ausgehen. Es gibt Sachen, die einen lange begleiten. Bis heute muss ich an den jungen Mann denken, mit dem ich zu Beginn meiner Telefonsorge-Tätigkeit gesprochen habe. Ich weiß gar nicht, warum, vielleicht, weil ich selber vier Kinder habe. Der Mann war verzweifelt, er weinte: Seine Freundin war schwanger, aber sie wollte das Kind nicht. Er aber unbedingt. Er war so ohnmächtig. Als wir studierten, sagte er, war es für sie nicht der richtige Zeitpunkt, und jetzt, wegen des Berufs, auch wieder nicht. Danach habe ich mich in die S-Bahn gesetzt und zum ersten Mal gemerkt, dass ich etwas mit nach Hause nehme. Man zieht aber nicht nur negative Gefühle aus unseren Telefonaten, ich lerne auch ganz viel aus den Lebensgeschichten. Ich frage manche Anrufer staunend: Wie haben Sie das ausgehalten? Ich wachse an ihren Erfahrungen. Sie verändern mich.

An mein erstes Telefonat hier kann ich mich nicht erinnern. Aber an diese Anspannung vorher. Die ist bis heute ein bisschen geblieben. Es ist eine gute Anspannung. Man kann nie sagen, was gleich kommt. Der Schutz der Anonymität ermöglicht am Telefon eine derartige Dichte, eine unglaubliche Nähe, Einblicke in intimste Gedanken, die man sich gar nicht vorstellen kann. Das fasziniert mich an dieser Form der Seelsorge: Gerade die Distanz öffnet uns Türen zu Menschen. Wir sind Anwält*innen dessen, der sich meldet und haben zugleich eine behutsame Außenperspektive auf seine Sorgen.

Unter meinen ersten Tagebucheintrag für das SZ-Magazin, hat auf Instagram (das weiß ich nur dank meiner Tochter...) jemand kommentiert, dass sich eine Frau, die unter häuslicher Gewalt leidet, nicht an uns wenden

soll, sondern bei einem Frauenhaus. Nun, das stimmt. Und ist doch nicht so einfach. Es gibt ja immer einen Grund, für das Bleiben in einer solchen Beziehung. Und diesem kann ich am Telefon auf den Grund gehen. Ihn spiegeln. Das rettet niemanden vor Schlägen. Aber es ermöglicht einer Frau einen neuen Blick auf ihre Situation. Das kann oft der Anfang sein. Ich gebe keine Ratschläge. Sondern ich gehe mit. Ich schaue mit den Anrufern auf die Landkarte ihres Lebens und gucke, ob mir noch der eine oder andere Weg auffällt.

Es fehlt mir nicht, mein Gegenüber zu sehen. Natürlich mache ich mir ein Bild von den Menschen, aber ich lerne eben, auf ganz anderes zu achten. Ich habe sehr genaue Antennen. Ich höre den Atem. Ich sage den Leuten auch, wie sie klingen. Nicht immer geht es tiefschürfend zu am Telefon. Es kam auch schon vor, dass ich mich über die Brotsorten beim Hopfister unterhalten habe, wenn ich gemerkt habe, dass jemand ein Gefühl von Alltäglichkeit braucht. Nicht, um abzulenken. Menschen mit Krebs oder mit psychischen Erkrankungen haben ein Recht auf Normalität und sind froh über ein Gespräch, in dem es endlich mal nicht um ihre Einschränkungen und Defizite geht.

Manchmal braucht es in unseren Gesprächen nur ein falsches Wort von uns und die Stimmung kippt. Und umgekehrt kann ein einziges Wort Wunder bewirken. Ich erinnere mich an ein nächtliches Gespräch mit einem obdachlosen Mann. Nachts sind die Türen sowieso nochmal offener bei den Leuten, das sind immer besondere Schichten mit einer besonderen Atmosphäre. Der Mann wusste gar nicht, wo er rausgekommen war. Er war sehr aggressiv. Irgendwann fragte er: Mit welcher Stadt telefoniere ich überhaupt?! Als ich München sagte, klang er plötzlich ganz anders! Ach! Da hatte er, Sohn aus besserem Hause, studiert. Er begann, englische Lyrik zu zitieren, es war herrlich. Jeder Mensch hat eine andere Seite in sich, einen Schatz.

Jemand, der einsam ist, ruft nicht an und sagt: Ich bin einsam! Oft sucht er

einen Rechtfertigungsgrund für seinen Anruf, aber ich merke dann bald, vor allem bei alten Anrufern: Eigentlich geht es um das Alleinsein. Um das Bedürfnis, mit jemandem zu reden. Das ist jetzt, in den Wochen der Isolation, häufig zu spüren, und das ist doch klar.

Eine Freundin von mir bereitet sich gerade auf ihre Arbeit in einem der Triage-Teams vor, die – wenn die Krankenhäuser nicht mehr hinterher kommen – entscheiden müssen, welches Leben gerettet werden soll

Viel erfahre ich über die Chats und Mails der letzten Tage. Sie sind wie ein Querschnitt durch die Psyche unserer wegen des Virus aus den Fugen gebrachten Gesellschaft. Angehörige werden vermisst. Eine wichtige Operation wird verschoben, weil das Krankenhaus überlastet ist. Immer wieder: Die Furcht, dass diese Pandemie nicht mehr in den Griff zu kriegen ist. Und: Eine Labilität wegen der fehlenden Tagesstruktur. Eine Frau hat ihren Freund verlassen, muss aber weiter unter einem Dach mit ihm leben. Jugendliche melden sich bei uns, bei denen es mit den Eltern heftig kracht. Jemand hat Angst um seine Schwester, die in Depressionen abrutscht, aber nicht in die Klinik will, und als der Mail-Schreiber in der Klinik anruft, sagt man ihm, gerade können sie ohnehin niemanden aufnehmen.

Eine Freundin von mir bereitet sich gerade auf ihre Arbeit in einem der Triage-Teams vor, die – wenn die Krankenhäuser bei der Versorgung von Schwerkranken nicht mehr hinterher kommen – entscheiden müssen, welches Leben gerettet werden soll. Ich habe das Gefühl, alle warten gerade darauf, dass die große Corona-Welle kommt. So ist es auch bei uns. Wenn

Verwandte sterben, wenn die aktive Trauer für viele beginnt, wenn Todkranke nicht mehr besucht werden können, dann werden wir hier noch mal völlig andere Themen behandeln in den Gesprächen. Das dicke Ende kommt noch in dieser Krise! Nicht nur medizinisch, nicht nur wirtschaftlich, auch psychisch. Wir sind hier so etwas wie das Frühwarnsystem für die Ängste der Menschen. Mit ein bisschen Sorge schaue ich auf den Herbst, wenn die breite Öffentlichkeit das Wort »Corona« schon nicht mehr hören kann. Dann werden wir hier noch lange mit den Nachbeben zu tun haben.

Wenn ich an die Abiturienten dieses Jahr denke, fällt mir ein, wie ich beim Abitur, im Deutsch-Leistungskurs, einst Gryphius-Gedichte aus den Zeiten der Pest mit Paul Celans Texten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs vergleichen musste. Die Angst, das Zerschlagen aller Sicherheiten, Gottverlassenheit begleitet uns Menschen schon immer. Die alten Texte, die wir von Gründonnerstag bis Ostern hören, leuchten für mich gerade ganz neu auf. Wir planen jetzt für den Gründonnerstag und die Nacht vom Karsamstag Andachten per Videoschalt. Darauf freue ich mich, weil sich viele beteiligen und weil das uns als Gemeinschaft verbindet. »Ich nehme das Herz von Stein aus eurer Brust und gebe euch ein Herz von Fleisch«, heißt es im Buch Ezechiel. Ist das vielleicht das Wort zu dieser Zeit?

Wie wird es in den nächsten Wochen? Ich kann mich wappnen, aber mir bleibt trotzdem irgendwann nur noch, zu schauen, wie es kommt. So ist es ja auch am Seelsorge-Telefon. Unserer Arbeit sind Grenzen gesetzt. Im Notfall ist es schwierig, eine Rufnummer zurück zu verfolgen, Wir müssen die Entfernung aushalten, wir wissen oft nicht, wie eine Geschichte ausgeht. In diesen Corona-Wochen erfahren wir alle unsere Grenzen. Und müssen lernen, sie zu akzeptieren.

Meine Mutter hat mir den neuen Roman von Ingo Schulze gegeben. Aber das ich schaffe ich abends gerade nicht zu lesen. Nach den Fernseh-Nachrichten reicht es höchstens noch für einen harmlosen Krimi. Und dann schlafe ich einfach weg.

Ulrike Dahme, 55, ist Theologin und stellvertretende Leiterin der Telefonseelsorge der Erzdiöze München.

- [Hier geht es zur ersten Tagebuchfolge von Ulrike Dahme](#)



Alle Folgen des Coronatagebuchs

Künstlerinnen, Ärzte, Pfleger, Seelsorgerinnen, Prostituierte: Für das SZ-Magazin schreiben interessante Persönlichkeiten #Coronatagebuch. Alle Folgen finden Sie hier.